

Justus Bender

Was will die AfD?

Eine Partei verändert Deutschland

Pantheon

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Februar 2017

Copyright © 2017 by Pantheon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI, Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55353-4

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

- 7 **Der Rhododendron-Effekt**
- 21 **Platonische Triebe**
Warum die AfD die Demokratie gefährdet – obwohl ihre Mitglieder glauben, eine Tyrannei zu bekämpfen
- 53 **Das Recht des Lauteren**
Wie in der AfD immer die Radikalen gewinnen – und warum das keine Verschwörung einzelner Funktionäre ist
- 83 **Schmetterlinge im Bauch**
Wie die Vordenker der AfD den Populismus verteidigen – und welches Deutschland sie dabei im Sinn haben
- 111 **Der große Graben**
Warum es in der Partei keine Flügelkämpfe mehr gibt – und worum es bei den ständigen Querelen wirklich geht
- 127 **Konterrevolution**
Was die AfD wirklich will – und wie Deutschland aussähe, wenn sie an der Macht wäre
- 175 **Mathematik der Niederlage**
Weshalb so viele Strategien gegen die AfD wirkungslos bleiben – und vor welchen Fragen die Funktionäre wirklich Angst haben

Der Rhododendron-Effekt

Manchmal, wenn ich AfD-Mitgliedern meinen Namen sage, verändert sich ihre Körperhaltung. Einmal stand ich im Getümmel eines Parteitages und sagte einem AfD-Mitglied, ich sei Journalist der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Er fragte: »Aber Sie sind nicht Justus Bender, oder?« Ich zuckte mit den Schultern. »Doch«, sagte ich. Da zog er seine zur Begrüßung ausgestreckte Hand wieder zurück und murmelte etwas über einen Artikel von mir. Einmal sagte ich einem Funktionär, dass ein anderer Amtsträger nicht mit mir reden wolle, weil er mich offensichtlich nicht leiden könne. Der Funktionär sagte nur: »Das kann ich verstehen.« Es gibt Parteivertreter, die aus Prinzip jedes Gespräch mit mir ablehnen. Sie gehen nicht ans Telefon, wenn sie meine Nummer auf ihrem Display sehen. Sie laufen an mir vorbei, wenn ich ihnen begegne, sie blockieren mich auf Twitter. Wenn sie doch das Wort an mich richten, dann meist um eine subtile Beleidigung auszusprechen. Ein früheres Landesvorstandsmitglied schrieb einmal, ich hätte ein »ausdrucksloses Milchgesicht«, weil ihm ein Artikel nicht gefallen hatte. Das fand ich als Beobachtung nicht unoriginell. Einmal schrieb ich, eine Parteivorsitzende habe gegen einen Parteibeschluss verstoßen. Die Parteivorsitzende antwortete, ich sei offenbar nicht in der Lage, den Parteibeschluss richtig zu deuten – nämlich so, dass kein Verstoß von ihr vorliege. Und dann sagte sie: »Sie tun mir leid, Herr Bender.« Wohl nach dem Motto: weil ich so erbärmlich sei. Für den Umgang zwischen Politikern und Journalisten ist das ein ungewöhnlicher Tonfall. Ich bedankte mich und sagte, dass ich auf ihr Mitleid gehofft hatte. In Wirklichkeit fiel mir auf, dass einem in der AfD von allen Spielarten der Ablehnung besonders oft die der Häme begegnet.

In sozialen Netzwerken nennen mich AfD-Mitglieder einen »Hetzer«, einen Vertreter der »Holznasenpresse«, einen »Ideologen« – oder schlicht »doof«, »verlogen«, »retardiert« und »skurril«, »peinlich«. Ein Leser schrieb mir einmal eine E-Mail, in der Betreffzeile stand »Bender und die AfD«. Der komplette Inhalt lautete: »Was für eine bescheuerte Schreibe. Sind bei Euch denn wirklich nur noch Vollidioten beschäftigt. Kleine, verschissene, ideologisch linksverklebte Wichser? Traurig, was aus den meisten deutschen Zeitungen geworden ist. Aber die Schrumpfung der Auflage wird automatisch dafür sorgen, dass solche Kerle arbeitslos werden.« Der Leserbrief kam nach einem Leitartikel, in dem ich gewarnt hatte, dass ein Populismus leicht in einen Autoritarismus kippen kann. Nichts an diesem Leitartikel war »links« oder »rechts«, ich war einfach nur am Erhalt unserer repräsentativen pluralistischen Demokratie interessiert. Diesen Leser aber schien der Autoritarismus-Vorwurf so zu empören, dass er mir autoritär die Arbeitslosigkeit wünschte, weil ich eine Meinung geäußert hatte, die nicht seine war. Das sprach dann für sich.

Es gibt Tausende Leserkommentare unter meinen Artikeln, in denen ich beschimpft werde. Nicht mein Artikel, sondern ich. Manche duzen mich, einfach so. Einmal verweigerte mir ein Landesvorsitzender die Akkreditierung für einen Fraktionskongress, obwohl die Presse im Allgemeinen zugelassen war. Er schrieb mir eine E-Mail: »Fange (sic!) Sie an, differenziert (sic!) zu berichten, anstatt Gülle auszukippen.« Einige Male wurde im Bundesvorstand der AfD wegen meiner Zeitungsartikel gestritten. Die einen Funktionäre wollten von den anderen wissen, wer Interna weitergegeben hatte. Warum in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung aus vertraulichen E-Mails oder Telefonkonferenzen zitiert wurde. Natürlich sagte niemand etwas. Einmal schrieb ein Landesvorsitzender einen ganzen Artikel in einer Parteizeitschrift über die

These, ich sei so was wie ein manipulativer Hetzer. Ein anderes Mal reagierte ein Parteivorsitzender auf einen Artikel mit Anwaltsbriefen und einer Unterlassungsaufforderung. Oft schon gab es Beschwerden über mich aus der AfD. Meistens ging es in diesen Beschwerden um meine Arbeitshypothese, es handele sich bei der AfD um eine rechtspopulistische Partei mit radikalen Strömungen. Mehr nicht. Im Rückblick war das keine gewagte These. Für AfD-Politiker aber galt schon das damals als eine unerhörte Verdrehung der »Tatsachen«. Wäre ich nicht Politikredakteur einer bürgerlichen Tageszeitung, sondern ein linksradikaler Blogger der Antifaschistischen Aktion, ich wüsste eigentlich nicht, wie manche AfD-Mitglieder ihre Rhetorik mir gegenüber noch steigern könnten.

Natürlich ist es nicht immer so. Manchmal lache ich auch mit AfD-Funktionären. Gründe gibt es genug. Es gibt einen, der kann den dröhnenden Singsang des thüringischen Landesvorsitzenden Björn Höcke gut nachmachen, wenn dieser in Erfurt auf Kundgebungen irgendetwas in sein Mikrofon brüllt, das selbst AfD-Mitglieder schaudern lässt. Es gibt Funktionäre, die sind mir als Menschen sympathisch. Was manche sagen, wenn alle Mikrofone ausgeschaltet sind, ist bisweilen sehr kritisch. Sie beschimpfen andere Funktionäre als Rechtsradikale oder wagen die Prophezeiung, dass die Partei schon in naher Zukunft an sich selbst scheitern wird. Sie sprechen auch über Banales, über Eitelkeiten in der Partei, über Karrieristen und Opportunisten, über Affären zwischen Mitgliedern, über die kleinen Geschichten, die überall entstehen, wenn Menschen aufeinandertreffen. Mit ihnen lässt sich wunderbar quatschen. Wenn ich auf Parteitage gehe, winken mir manche Landesvorsitzende schon von Weitem zu und begrüßen mich freundlich. Wir sprechen dann ohne gegenseitige Vorwürfe, wie zwei Beobachter, die sich für die gleiche Sache interessieren. So ist es ja auch.

Manche AfD-Funktionäre wissen nicht viel mehr über die Partei als das, was ein Zeitungsleser von außen erfährt. Weder können sie ihre Partei nach Belieben steuern, noch wissen sie mit Sicherheit, in welche Richtung sie sich entwickeln wird. Manchmal stelle ich mir die Parteiführung der AfD deshalb wie Hollywood-Schauspieler aus den fünfziger Jahren vor, die in Autos über den Sunset Boulevard fahren. In Wirklichkeit fahren sie aber gar nicht über den Sunset Boulevard. Das sind nur Straßenszenen, die auf eine Leinwand hinter der Heckscheibe projiziert werden. Und das Lenkrad, das sie mal nach links, mal nach rechts drehen, ist in Wirklichkeit nur eine Attrappe. Sie sind Darsteller, die es ihrem Publikum recht machen wollen, Menschen also, die man sich gut als Autofahrer vorstellen kann. Wo das Auto aber hinfährt, das bestimmen andere, im Fall der AfD sind das die Parteimitglieder, zumindest jenes Zehntel, das auf die Parteitage geht. Entsprechend harmlos sind manche dieser Statisten. Solange niemand »Action« ruft, kann ich mich mit ihnen in großer Entspannung unterhalten. Von interessiertem Beobachter zu interessiertem Beobachter sozusagen. Das können nette Unterhaltungen sein.

Wenn mich jemand fragt, wie die AfD so ist, weiß ich manchmal nicht, was ich erzählen soll. Die bösen oder die netten Anekdoten. Am besten erzähle ich immer die ganze Geschichte.

Mittlerweile habe ich viele Stunden auf Parteitagungen der AfD verbracht. Am Anfang, in den Jahren 2013 und 2014, war ich manchmal der einzige Journalist. Da waren keine Übertragungswagen oder Tribünen für Live-Schalten nach Berlin. Es gab Klappstühle und geschmierte Stullen. Mitglieder brachten selbstgebackenen Kuchen mit. Die AfD hatte manchmal Turnhallen gemietet, in denen die Basketballkörbe für ein Wochenende an die Wand geklappt waren. Unter den Stühlen der Mit-

glieder sah man die Linien eines Spielfeldes. Manche saßen im Strafraum, andere an der Mittellinie oder im Aus. Einziges Schmuckstück im Saal war der Bildschirmschoner eines Laptops, dessen Monitor an die Saalwand projiziert wurde. Er zeigte lilafarbene Rhododendron-Blüten. Damals waren diese Blumen oft zu sehen bei der AfD, überall diese Blüten, ich weiß nicht, warum. Heute frage ich mich, wer unter den damaligen Mitgliedern ein Rhododendron-Liebhaber gewesen sein mag. Das Blumendekor wirkt im Rückblick wie ein Menetekel. Es war ja nichts Rechtsradikales an diesem Rhododendron. Es war einfach nur bezeichnend, bei der AfD auf eine Rhododendron-Blüte zu starren, während Deutschland über den Aufstieg einer rechtspopulistischen Partei diskutierte. Der Rhododendron ist, in seiner völligen Bedeutungslosigkeit, für mich im Rückblick eines unter vielen Zeichen, dass viele in der AfD am Anfang gar nicht wussten, welche Dynamik sie mit ihrer Parteigründung in Gang gesetzt hatten. Worum es wirklich ging. Sie wollten sich ein bisschen engagieren, die Älteren wollten in ihrem Ruhestand etwas Politik machen, anstatt im Garten den Rhododendron zu pflegen und Fotos von ihm zu machen. Gewachsen ist daraus etwas viel Größeres.

Ich bin daran nicht unschuldig. Damit meine ich nicht mich speziell, sondern alle Journalisten, die Medien. Dass damals überhaupt ein Redakteur auf einem Klappstuhl in einer Turnhalle saß, um über Rhododendron-Blüten nachzudenken, sagt viel aus – nämlich dass es einen Hype gab, von dem die AfD profitierte. Eigentlich war sie doch gar nicht wichtig, diese neue Kleinpartei. Ständig werden in Deutschland neue Parteien gegründet, es waren viele Dutzend seit Entstehung der Bundesrepublik. Wer kennt das Gefühl nicht, in einer Wahlkabine zu stehen und über die Abkürzungen skurriler Kleinstparteien zu schmunzeln. Die AfD hätte sich einreihen

können in die Liste anderer. »Die Violetten – für spirituelle Politik« etwa, die »Humanwirtschaftspartei« oder die »Autofahrer- und Volksinteressenpartei« (AViP). Dass heute niemand mehr den Namen »Alternative für Deutschland« (AfD) für albern hält, hat viel mit der Häufigkeit zu tun, mit der die Partei in den Medien vorkam. Es ist eine große Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet die Medien, denen aus der AfD stets der Vorwurf gemacht wurde, ihr zu schaden, vielleicht größeren Anteil an ihrem Erfolg hatten als die Programmarbeit der Parteimitglieder. Einmal stand ich auf einem Parteitag mit einer AfD-Funktionärin zusammen. Sie sagte, die Presse versuche, ihre Partei zu vernichten, tatsächlich aber profitiere die AfD von jedem kritischen Artikel. Ich antwortete ihr, dass sie Journalisten folglich für sehr ungeschickt halten müsse. Sie wollen die AfD vernichten, helfen ihr aber und sind nicht Medienprofis genug, um das zu bemerken? Es stimmt, die meisten Journalisten wählen wahrscheinlich nicht die AfD. Das haben sie mit 80 bis 90 Prozent aller Deutschen gemeinsam. Sie wählen aber auch andere Parteien nicht, über die sie berichten, schließlich gibt es ein Dutzend Parteien und jeder Bürger hat nur zwei Kreuze. Der Druck, unter dem Journalisten stehen, ist ein ganz anderer. Sie müssen gute Geschichten finden. Neuigkeiten, spannende Themen. Und in dieser Hinsicht ist die AfD einfach unwiderstehlich.

Peter Münch ist ein Beispiel, warum das so ist. Münch ist heute Landesvorsitzender in Hessen, aber das war nicht immer so. Vor einiger Zeit hatte Münch alle seine Ämter in der Partei verloren, nachdem ich einen Artikel über ihn geschrieben hatte. Ihm drohte außerdem ein Parteiausschluss. Der Fall Münch ist ein gutes Beispiel, warum die AfD auf viele Journalisten wirkt wie ein Akrobat, der auf einem Drahtseil zwischen zwei Hochhäusern balanciert. Man kann nicht anders. Man muss hinschauen. Und man muss anderen davon

erzählen, was man gesehen hat. Das Drama ist perfekt. Es geht sozusagen um Leben und Tod.

Münch ist so ein Balancekünstler. Als er auf einem Landesparteitag im November 2014 gewählt wurde, lief ich durch den Parteitagssaal und fragte Funktionäre, wer das sei, dieser Münch. »Ein ganz Rechter«, sagten mir viele. Einer, der »mal bei den Republikanern« war. »Ach«, dachte ich. Das war keine langweilige Information. Während alle Welt über die Frage nachdachte, wo die AfD politisch stehe, war der Umstand, dass ein früherer Republikaner zum Landesvorsitzenden gewählt wurde, ein wichtiges Indiz. Es war eine gute Geschichte. Der Leser konnte daraus etwas lernen. Einige Tage nach dem Parteitag passierte ein großer Zufall. Mein Telefon klingelte, ein früherer Landesvorsitzender der Republikaner in Hessen war am Apparat. Er wollte mir von der Vergangenheit des Peter Münch berichten. Solche Anrufe sind nicht ungewöhnlich. Es gibt immer jemanden, der einem anderen schaden will und deshalb Journalisten bei der Wahrheitsfindung hilft, weil ihm das Ergebnis nützt. Die Frage ist immer nur, warum es ihm nützt. Der Mann hatte nichts dagegen, als Quelle genannt zu werden. Es kam heraus, dass er keine gute Erinnerung an Münch hatte, es war noch eine Rechnung offen zwischen ihnen. Solche Informanten können gefährlich sein, sie erzählen einem nicht, was war oder ist, sondern wie sie es gerne sehen würden. Man muss solche Hinweise also genau prüfen. Dieser Mann aber beließ es nicht bei Erzählungen. Er schickte mir Dokumente, den Mitgliedsantrag von Münch bei den Republikanern, Briefköpfe, die belegten, welche Positionen Münch in der Partei gehabt hatte und so weiter. Münch war tatsächlich nicht irgendein Hinterbänkler bei den Republikanern gewesen. Er war ein prominenter Funktionsträger – zum Beispiel Fraktionsvorsitzender in der Stadtverordnetenversammlung von Bad Homburg und im Kreistag des

Hochtaunuskreises. Das war noch nicht alles, Münch war auch Beisitzer im Landesvorstand, Kreisvorsitzender im Hochtaunuskreis und Spitzenkandidat bei der Kreistagswahl. Im Juni 1993 kandidierte Münch für den Landesvorsitz der Republikaner, wurde jedoch nicht gewählt. Kurz danach, nämlich am 29. Juni, erklärte Münch seinen Parteiaustritt. Er war also nicht irgendein Mitglied, sondern ein aktiver Politiker einer vom Verfassungsschutz zeitweise als rechtsextrem eingestuft Partei gewesen. Ob die AfD-Mitglieder in Hessen wohl wussten, wen sie da gewählt hatten? Ich fragte nach.

Die übrigen Landesvorstandsmitglieder waren überrascht. Es gefiel ihnen nicht. Unter einigen einfachen Parteimitgliedern aus dem gemäßigten Flügel, denen es am wenigsten gefiel, fand ich welche, die mir weitere Informationen beschaffen wollten. Sie schauten in Parteiunterlagen nach, ob Münch bei der Aufnahme in die AfD seine frühere Parteimitgliedschaft bei den Republikanern angegeben hatte, wie es die Parteisatzung verlangt. Sie fanden den Aufnahmeantrag aber nicht. Er war verschwunden. Es war alles ein bisschen mysteriös. Und man muss die Verästelungen dieser Miniaturausgabe einer politischen Affäre verstehen, um zu wissen, warum die AfD in den Medien so oft vorkommt. Es gibt wohl nichts Verlockenderes für einen Journalisten als ein Geheimnis, das scheinbarweise enthüllt wird.

Als Nächstes schickte mir Münch auf meine Bitte hin eine Kopie seines Aufnahmeantrags. Dort war seine Mitgliedschaft bei den Republikanern angegeben, es war nur unklar, wann er das Textfeld ausgefüllt hatte, damals oder erst nachdem er von meiner Recherche wusste. Auf einem parteiinternen Bewerbungsbogen vom Januar 2014 hatte Münch geschrieben, er sei nur von 1989 bis 1991 bei den Republikanern Mitglied gewesen. Das belegte immerhin etwas. Münch war also noch zu einem Zeitpunkt Fraktionsvorsitzender der

Republikaner gewesen, als diese schon vom Verfassungsschutz beobachtet und als rechtsextrem eingestuft wurden. Damit hätte Münch nur nach einer Einzelfallentscheidung des Landesvorstandes in die AfD aufgenommen werden dürfen. War der hessische Landesvorsitzende der AfD also kein rechtmäßiges Parteimitglied? Hatte er die Mitglieder in einem Bewerbungsbogen falsch informiert? Als ich Münch anrief, berief er sich auf Erinnerungslücken und bestritt den Vorwurf, er habe gegen Regeln verstoßen. Er wisse gar nicht mehr sicher, ob er überhaupt Fraktionsvorsitzender der Republikaner gewesen sei. Das klang wie eine Schutzbehauptung. Wer würde sich nicht daran erinnern, ob er einmal Vorsitzender einer Fraktion war?

Aus der Sicht eines Journalisten war die Münch-Affäre hochinteressant. Sie sagte im Kleinen etwas aus über den großen Kampf, den die Funktionäre damals zu führen hatten. Münch war in dieser Geschichte der Rechtspopulist, andere im damaligen Landesvorstand waren die Bürgerlichen, denen es die Schamesröte ins Gesicht steigen ließ, gemeinsam mit einem früheren Fraktionsvorsitzenden der Republikaner in einem Gremium zu sitzen. Die Geschichte endete nur ganz anders als erwartet.

Noch im November 2014 beantragte der hessische Landesvorstand beim Landesschiedsgericht der Partei, Münch aller seiner Ämter zu entheben. Im März 2015 entsprach das Landesschiedsgericht dem Antrag. Ich besorgte mir den Wortlaut des Beschlusses. Die ehrenamtlichen Parteirichter schrieben in ihrem Urteil, der AfD sei nicht bekannt gewesen, dass Münch eine »nicht geringe Zahl herausgehobener Ämter« bei den Republikanern innegehabt oder angestrebt habe, und das zu einer Zeit, »in der diese Partei vom Verfassungsschutz als extremistisch eingestuft und beobachtet worden war«. Die Richter zweifelten sogar an Münchs »vorbehalt-

losem Eintreten für die freiheitlich-demokratische Grundordnung«. Man sehe Münch als »maßgebliche Person eines Netzwerks, das es seit Gründung des Landesverbandes darauf anlegt, den Landesverband im Sinne eines völkisch-nationalistischen Politikentwurfs zu übernehmen«. Das waren harte Worte.

Ich habe mal nachgezählt. Damals habe ich fünf Artikel über Peter Münch geschrieben. Fünf Artikel über den Landesvorsitzenden einer Kleinpartei im überregionalen Politikteil einer großen Tageszeitung. Fünfmal ging es um die Frage, wann genau Münch seinen Austritt bei den Republikanern erklärt hatte und was irgendwelche Parteischiedsrichter, die in ihrer Freizeit von ihren Wohnzimmern aus über Ordnungsmaßnahmen entscheiden, wohl zur Causa Münch zu sagen hatten. Damals schienen diese fünf Artikel richtig. Es hat die Leser interessiert. Es war so, als sei der Fall Münch ein Teil vom großen Ganzen, als entscheide sich an seinem Fall, ob es den Gemäßigten in der AfD überhaupt gelingen würde, eine weitere Radikalisierung ihrer Partei zu verhindern. Deshalb hatte jede Schlagzeile über Münch ihre Berechtigung. Die Welt wäre aber auch keine andere gewesen, wenn nie je ein Wort über Münch geschrieben worden wäre. Warum? Weil Münch heute wieder Landesvorsitzender in Hessen ist. Er hatte nach seiner Amtsenthebung einfach noch mal kandidiert und war gewählt worden – diesmal in vollem Bewusstsein aller Mitglieder, dass sie einen früheren Spitzenfunktionär der Republikaner zu ihrem Landesvorsitzenden machten. So einfach kann das sein.

Für mich steht der Fall Münch für die Anziehungskraft, welche die AfD auf Journalisten ausübt. Genauso wie wegen Münch war die AfD auch wegen anderer Skandale in den Schlagzeilen. Nach jedem Skandal sagte meist irgendein AfD-Funktionär etwas Relativierendes über den Skandal. Also

wurde noch mal berichtet. Danach war die AfD in den Schlagzeilen wegen der Empörung von Politikern anderer Parteien über die Relativierungen der AfD-Politiker. Und so weiter. Es gab auch immer Fernsehsendungen, die den Schlagabtausch der AfD-Politiker mit den anderen Politikern noch einmal nachstellten. Und es gab und gibt Internetforen, in denen von AfD-Mitgliedern über diese Fernsehsendungen geschimpft wird, was wiederum Medienjournalisten in die Lage versetzt, einen weiteren Skandal in der Medienfeindlichkeit der AfD-Anhänger zu erkennen. Die AfD ist die Erfindung eines politisch-medialen Perpetuum mobiles.

Manchmal bekomme ich das Gefühl, in einer unfreiwilligen Symbiose mit dieser Partei zu leben. Nicht weil ich eine ideologische Vereinnahmung befürchten muss, sondern gerade weil ich das normale Handwerk meines Berufs betreibe: das Tatsächliche hinter einer Inszenierung zu beschreiben. Immer öfter bemerke ich, dass AfD-Politiker auf eine Skandalisierung durch die Medien hoffen, um sich dann über diese Skandalisierung zu erregen. Zum Beispiel, wenn ein AfD-Politiker einen Parteivorsitzenden einer anderen rechtspopulistischen Partei aus dem europäischen Ausland trifft. In solchen Momenten sind alle AfD-Politiker für mich zu sprechen. Sie nehmen den Hörer schon beim ersten Klingeln ab. Nichts ist wertvoller für einen AfD-Politiker, als weitere Punkte im parteiinternen Wettstreit der Tabubrecher zu sammeln. Die öffentliche Empörung, vor der Politiker anderer Parteien sich fürchten, bedeutet für AfD-Politiker den Ritterschlag. Aus Sicht der Partei ist das keine dumme Strategie.

Was hätten AfD-Politiker schon zu erzählen, gäbe es nicht immer wieder diese Ungereimtheiten und Provokationen. Allein die rhetorischen Übertreibungen eines Björn Höcke haben Hunderte Stellungnahmen von AfD-Politikern möglich gemacht. Alle wurden beachtet, auch von mir. Ich schaute

ganz genau hin. Wie weit distanzierte sich der eine, wie viel Sympathie äußerte der andere? Was bedeutet eine Billigung von Höckes nationalrevolutionärer Rhetorik für das Machtgefüge in der Partei?

Gäbe es solche Grundsatzfragen nicht, die AfD-Politiker müssten bei Marktplatzreden über Details der Targetz-Salden sprechen oder dem Publikum das Asylgesetz erklären und wie sie es im Detail verändern wollen. Es wäre ziemlich lahm. Viele Passanten würden mit ihren Einkaufstüten in der Hand einfach weiterlaufen. Einige Monate später würden sie in der Wahlkabine lachen: AfD? Was soll das sein? Alternative für wen? Schon wieder so eine Spinnerpartei?

Auch der Drahtseiltänzer riskiert sein Leben nicht, weil er nichts Besseres zu tun hat an einem Samstagnachmittag. Er lebt von der Aufmerksamkeit, die seine Lebensgefahr bewirkt. Ganz real. Er verdient damit das Geld, mit dem er seine Miete bezahlt. Mit der AfD verhält es sich ähnlich. Die Schauspieligen nach ihren rhetorischen Karambolagen sind die Geschäftsgrundlage vieler Mandatsträger.

Platonische Triebe

Warum die AfD die Demokratie gefährdet – obwohl ihre Mitglieder glauben, eine Tyrannei zu bekämpfen



Justus Bender

Was will die AfD?

Eine Partei verändert Deutschland

Paperback, Klappenbroschur, 208 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-55353-4

Pantheon

Erscheinungstermin: Februar 2017

Wie sähe Deutschland aus, wenn die AfD an der Macht wäre?

Es gibt kaum einen Journalisten, der die AfD und ihr Umfeld so gut kennt wie Justus Bender. Der für die Partei zuständige Politikredakteur der FAZ begleitet sie seit 2013 mit investigativen Recherchen zu innerparteilichen Querelen und radikalen Tendenzen. Er beschreibt das Spitzenpersonal der Partei und damit zugleich die wichtigsten Repräsentanten der verschiedenen Flügel und Strömungen – ihre Positionen, ihre Machtkämpfe. Vor allem aber untersucht er, wie diese Partei unser Land verändert.

Der Aufstieg der AfD verändert nicht nur die politischen Kräfteverhältnisse in Deutschland – er droht das Land zu spalten, und die traditionellen Parteien suchen verzweifelt nach einer Antwort, um den Siegeszug zu stoppen. Justus Bender, politischer Redakteur der FAZ, begleitet die AfD seit ihrer Gründung 2013 mit investigativen Recherchen, er führte Hunderte Interviews mit ranghohen Funktionären der Partei, er kennt alle relevanten Akteure aus zahllosen persönlichen Begegnungen. In diesem Buch zeichnet er ein Porträt der Partei aus nächster Nähe: Was will die AfD eigentlich und wie sähe Deutschland aus, wenn sie an der Macht wäre? Zudem analysiert Bender, warum bisher alle Strategien zur Bekämpfung der AfD gescheitert sind und wie man vorgehen muss, um sich in der Konfrontation mit dieser Partei und ihrem Gedankengut zu behaupten.

 [Der Titel im Katalog](#)